

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 240

Posen, den 18. Oktober 1929

3. Jahrg.



(Nachdruck verboten.)

Es war wie immer in den Vorfrühlingstagen: Man fühlte sich müde und abgespammt, verspürte ein lähmendes Ziehen in den Gliedern, einen dumpfen Druck im Gehirn. Eine Krankheit, die doch keine war, machte die Menschen schläfrig dösen, aber man nahm sie hin, wie etwas, dem man nicht enttrinnen konnte und das eines Tages ganz von selbst verschwand.

Marion Luney, die Diva des Kotten-Films, suchte diesen Genzrausch zu bannen, indem sie bis tief in den Morgen hinein schlief.

Erst gegen zehn Uhr raschelte eine sandfarbene Seidendecke, ein weißer nackter Arm griff nach einem Zipfel des batistüberzogenen Kissens und stopfte ihn bequem unter die rosig verschlafene Wange. Fünf nervöse — sehr nervöse — Finger schoben das Blondhaar aus der Stirne, in die es sofort wieder hartnäckig zurückfiel.

Unter auffallend langen, schwerseidenen Wimpern, die leichte Schatten um die untere Partie der Augen warfen, sahen zwei dunkle, vom Schläfe etwas geweitete Pupillen in den Raum. Der Blick war ein bißchen neugierig, ein bißchen fragend und ein ganz klein wenig zerstreut.

„Was gibt es Neues, Siga?“

„Nichts, gnädige Frau!“

„Ach, wie langweilig!“ Die schöne Frau drehte sich mißgestimmt zur Seite.

Die Jose schritt mit lautlosen Bewegungen nach dem Zimmer nebenan, in welchem in schneeigem Weiß eine Vertiefung leuchtete. Sie drehte an einem der Nickschähne. Wasser gurgelte mit hellem Rauschen in das Becken, eine leichte Wolke Dampfes stieg in grauen Nebeln zur bemalten Decke empor.

„Das Bad, gnädige Frau!“

Auf kleinen Seidenpantöffelchen trippelte ein graziöser Körper zu dem Marmorbassin und neigte sich darüber. Der lavendelblaue Samtmantel hing mit einem Zipfel ins Wasser.

Dann ein Ausplätschern. — Die schöne Frau versank bis über die weißen Schultern in die grünlichen Lichter der Wellen, denen herber Ozongeruch entströmte.

Lautlos ging die Jose hin und wider, legte Frottiertuch und Bademantel zurecht, stellte Dosen und Döschen, Puder, Crem, Stifte und Salben bereit.

„Sol — — — Die Dusche, Siga!“

Ein kalter Regen zischenden Wassers kam hoch oben herabgeschossen. — Ein Zusammenschauern! — Dann sprang der schlank Körper auf den bunt gemusterten Gummiteppich.

Frau Marion hatte Eile. Aber es dauerte trotzdem eine volle Stunde, bis sie angekleidet in ihrem behaglichen Schlafzimmer saß und sich von Siga ein Brot streichen ließ. — Ein einziges nur! — Als sie sich gestern auf die Waage stellte, hatte sie 200 Gramm zugenommen gehabt! — 200 Gramm! —

Sie sah sich bereits als Schwerathlet zur Arena stapfen und Zentneregewichte stemmen.

„Ist mein Bruder schon wach?“ fragte sie, während die Augen nach dem Erker glitten, wo bleicher, weißer Schnee vor den Fenstern lag, während auf dem Sims tauzarter Flöter in verschämten Dolden aufzubrechen begann.

„Der Herr Doktor arbeitet bereits seit acht Uhr in seinem Kabinett,“ war die Antwort.

„Meine Tochter?“

„Das gnädige Fräulein sind ausgeritten.“

„So früh schon?“

„Es ist ein halb zwölf Uhr, gnädige Frau.“

„Ach ja! — Briefe Siga?“

Auf dem Silbertablett, welches das Mädchen ihr reichte, lagen verschiedene Hüllen: Große und kleine, schlicht-weiße und solche aus messerdünnen Bütteln, auf einem derselben prangte ein Monogramm mit einer Krone darüber. Frau Marion wog es leicht in der Hand und legte es dann mit einem mitleidigen Lächeln zur Seite.

Ganz unter den weißen und farbigen Hüllen versteckt — wie man oft über etwas völlig Unwichtigem das Wichtigste vergißt — lag ein Kuvert großen Formats, dem auch die Buchstaben der Adresse angeglichen waren.

Frau Marions Hände, mit dem breiten schweren Goldreif an der Linken und der ovalen Perle an der Rechten, zitterten nervös: „Was wollte er denn schon wieder!“

Heute — gestern — morgen — übermorgen — immer würde das nun so weitergehen. Wie ein ungezogenes Kind, das so lange nörgelt, bis man ihm den Willen getan hat.

Ueber den sandfarbenen Teppich, an dessen Rändern mattgelbes Parlett spiegelte, huschte ein Sonnenfunke.

Ueber Frau Marions Stirne schlich ein Schatten, ließ sie an die schönen, seidenbespannten Lider und von dort nach den weichgebogenen Nasenflügeln herab, um sich dann in den Mundwinkeln festzusetzen in einer einzigen, winzig kleinen, aber dennoch häßlichen Falte.

Eigentlich sollte sie nun den Brief gar nicht öffnen, wenigstens nicht vor Mittag, daß er warten mußte. Was fiel ihm denn ein, sie so zu quälen? Dann hatten die spielenden Finger das Siegel schon gelöst. Es waren nur vier kurze, armselige Worte, die ihr entgegenstarrten:

„Erbarme Dich meiner! — Nikolaus.“

Welche Tragik! Sie mußte lächeln.

Tragik über allem, das mit ihm zusammenhing.

„Erbarme Dich meiner!“ Das war ganz er! Als ob er in einer seiner russischen Kirchen stünde und vor dem lichtergeschmückten Heiligenbilde auf dem Altar eine Litanei herunterleierte: Erbarme dich meiner.

Ihr Mund zog sich zu einem Oval zusammen. „Rüsselchen“ hatte die Mutter immer gesagt und sie mit weichen weißen Fingern daraufgeklopft. Diese Unart war ihr geblieben. Von der Kinderzeit hatte sie sich bis herüber in ihr Frauendasein geschlichen.

Sie mußte wieder lächeln. Langweilig war ihr Leben eigentlich nie gewesen! Erst der große Betrieb zu Hause, die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen! Dann ihre kurze Brautzeit mit Guido Luney, dem Regisseur der Kotten-Filmgesellschaft, der ihr Talent entdeckte. Dann die noch kürzere Ehe mit diesem Manne, dem ein lächerlicher Unglücksfall den Tod brachte.

Das lag nun schon zwei Jahre zurück, aber heute noch, — ihr Schmerz war damals ehrlich gewesen — konnte sie ein Kopfschütteln nicht unterlassen: Eine schwere Kullisse war gestürzt und hatte ihn gestreift. Die Schramme war keinen Finger breit gewesen und keine zwei Millimeter tief. Niemand hatte sie beachtet und daran war er gestorben: Blutvergiftung!

„Gnädige Frau, die Schneiderin wartet seit einer Stunde“ wagte die Jose den Gedankengang der Herrin zu unterbrechen.

Ein schwaches Hochziehen der Schultern, das nicht einmal ahnen ließ, ob die demütige Mahnung auch gehört worden war, schuf neues Schweigen.

Und dann das Witwe-Sein! Marion Luney fröstelte leicht zusammen. Schwer war es eigentlich nicht gewesen! Es kam ihr fast gelegen. Gott, wenn man mit 22 Jahren einem 26 Jahre älteren Manne Weib wird, gab es doch vieles, das sich nicht überbrücken ließ.

Man hatte die Lücken so gut als möglich ausgestopft und überjah es, wenn wirklich einmal das Füllsel herausfiel. Es aab ab und zu kleine Wortgeplänkel! Hin und wieder

unhübsche Szenen, in denen jedesmal ihre Tränen Sieger blieben und er als Reuiger Buße tat, eine Buße, die in feierlichen Schwüren, nicht selten aber auch in kostbarem Schmucke bestand, der so sehr geschaffen war, den Rahmen für ihre köstliche Schönheit zu geben.

Die Jose hatte sich mit einem raschen Blick auf die Herrin entfernt. Wenn die Diva so für sich hinträumte und die Lider halb geschlossen hielt, dauerte es zum mindesten noch eine Viertelstunde, bis ein zweites Mahnen Gehör schaffte.

Man hörte leises Flüstern auf dem Korridor! Ein ergebenes Seufzen! Das Zuklappen einer Türe!

Der starke Duft der Narzissen, welche in Rieseneemplaren in der venezianischen Vase auf dem Tische standen, bewirkte, daß Marion Tuney die Blicke dorthin wandte.

„Seine Narzissen.“

Jede einzelne derselben wiederholte das: „Erbarme dich meiner!“

Sie erhob sich, ging zu den weißen, wachsfarbenen Blumen und begann sie zu streicheln, küßte eines der weißen, leuchtenden Kelchblätter und wurde ein ganz klein bißchen weich dabei. „Ja, mein lieber Junge! Wenn man bei Marion Tuney etwas erreichen wollte, mußte man Geduld haben! Geduld und Ausdauer! — Mußte warten können bis eine Stunde den Augenblick gebar, in welchem ihr Geben übertoll herausquellen würde. Wenn sie sich ihm jetzt schon ohne weiteres schenkte, würde er sie nehmen als etwas Selbstverständliches, als einen Tribut, den sie seiner Männlichkeit sollte, wie sich das nächstbeste Bauernmädchen seinem Burschen darbringt.

„Mein lieber Niki! Erst gewöhne dir einmal den „Nikolaus“ ab! Der Name roch nach Blut und Revolution, nach Sibirien und Jekatharienburg, nach grausam perversen Lüsten, langbärtiger Gardistenführer — ganz einfach nach Bolschewismus.

Sie glaubte sein Lachen zu hören! Dieses stille, diskrete Lachen, das einzige, was ihr die Dachzimmeratmosphäre seiner Borortwohnung erträglich machte, wenn sie sich einmal in Fürstinnenlaune zu ihm hinauf verirrte.

„Gnädige Frau, die Schneiderin wartet seit eineinhalb Stunden.“

„Wirklich? — Ich komme schon.“

„Gott! Eigentlich würden diese Narzissen bei ihm viel besser stehen als bei ihr. Wieder streichelten weiße, samtweiche Frauenfinger über die zarten Kelchblätter. Er liebte sie so sehr — gerade diese Blüten — weil sie ihn an das schneeige Weiß seiner Heimat erinnerten, hatte er ihr einmal gestanden, ganz schen — ganz schüchtern, als würde sie darüber schmolzen wie über seinen Namen. Und weil sie bei uns in der russischen Steppe das Erste sind, das den Frühling kündigt.

„Niki! — Armer, kleiner Niki.“

„Gnädige Frau, die Schneiderin wartet.“

„Herrgott! Ja! Dann wartet sie eben!“ Die Diva stieß mit dem kleinen Fuß gegen den niederen Brokatschemel, daß er ein Stück in das Zimmer kollerte.

Sie trat in den Raum nebenan, knipfte trotz der strahlenden Helle, die durch die hohen Fenster kam, die schleierverhangene Stehlampe auf und warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das ihr Monogramm in der Ecke trug. Ohne Hast steckte sie es in ein Kuvert. Er wird sich freuen! Gewiß wird er sich freuen!

„Lieber, guter Niki!“ Sie lächelte.

Die Jose stand im Rahmen der Türe und nahm, ohne ein Wort zu sagen, den Brief in Empfang.

„Sofort bestellen, Sigal! Ja? — Mach kein Gesicht, ich komme schon! — Und — hör doch Siga: Du nimmst dir einen Wagen — hältst unterwegs bei Stark und Ura und kaufst Narzissen für ihn.“

„Wieviel, gnädige Frau?“

„Gott, diese Frage. Einen ganzen Büschel eben! — Einen Büschel, Sigal! Kein zeremoniöses Bukett! So: — sag dem Verkäufer, so: als ob jemand auf einer Wiese stünde und Narzissen in seine Hände sammelte. Die Diva stopfte in rascher Bewegung die Brüsseler Spitzen, welche den Ärmel ihres Morgenkleides zierten, in die gehöhlte Faust. — „Hast du verstanden?“

„Gewiß, gnädige Frau. — Und —“

„Geh doch jetzt! Das andere steht alles im Briefe selbst.“

„Und gnädige Frau — die Schneiderin —“

„Gott! Ja! —“ Marion Tuney schüttelte ihr Geleut, daß das Spitzengeriesel wie Wellenschaum über ihre Hände flatterte, verweilte einen Augenblick, horchte bis draußen die Türe ins Schloß sprang, strich rasch, als wäre es das Antlitz eines Lebenden, über das Lichtbild des schmalen Männergesichtes, das in kostbarem Rahmen auf ihrem Schreibtische

Ein Lächeln! — Ein Aufseufzen!
Ein Erinnern: Die Schneiderin —
Nikolaus Dimitri war vergessen.

Hella Tuney, Frau Marion Tuney's Stieftochter, verspürte ein fatales Gefühl des Benommenseins, als sie vom Morgenritt zurückkehrend, in die geräumige Diele trat, wo ihr das Mädchen bereits entgegenkam, um ihr beim Umkleiden behilflich zu sein.

In ihrer Erscheinung war nicht alles von harmonischen Proportionen. Die hohe Gestalt etwas überschlanke, die Arme mit den schönen, schmalen Händen wirkten zeitweilig überflüssig, die Züge des ovalen Gesichtes waren allerdings fein und regelmäßig, und doch ließ man das alles außer acht, weil die großen, dunklen Augen, die aus diesem Gesicht sprachen, alles andere übersehen ließen.

Um dieser Augen willen hatte Marion Tuney sich mit dem Bewußtsein ausgesöhnt, als kaum 22jährige eine Stieftochter anzuhelraten, die nur acht Jahre jünger war, als sie selbst.

Als sie das erstemal als junge Frau den Fuß in das Heim des Vaters setzte, war Hella hier an eben dieser Stelle gestanden, einen blühenden Kirschzweig in der Hand und hatte ihr den Willkomm geboten.

Marion hatte mit gemischten Gefühlen den Arm um das Kind gelegt und die weiße reine Stirn geküßt. Ihre Liebeslösung war nicht erwidert worden, nur die großen dunklen Augen hatten angstvoll in den ihren gesucht. Das hatte sie bezwungen.

„Wir wollen uns lieb haben, Hella und gute Freundinnen sein,“ hatte sie impulsiv gesagt und als keine Antwort erfolgte, enttäuscht gefragt: „Du willst nicht?“

Da war nichts als ein langsames, sehr scheues: „Doch, gnädige Frau,“ gekommen.

„Närrchen du!“ Regisseur Tuney hatte gelacht und die Tochter in die Arme genommen. „Man sagt nicht gnädige Frau zu Mama. Sie wird sehr gut zu dir sein! — Nicht wahr, Marion?“

„Gern!“

Über das Kind hatte es nicht mehr gehört, denn es war im nächsten Augenblick wie ein scheues Reh über die Treppe hinauf verschwunden gewesen.

Mochten Tuney und Frau Marion auch ab und zu in Meinungsverschiedenheiten geraten sein, diese Tochter wenigstens hatte nie die Veranlassung dazu gegeben. Sie war ungemein verständig für ihre Jahre und vor einem Feingefühl, das die junge Frau zu duzenden Malen beschämte.

Sie blieb immer das Kind, die Tochter. Nie drängte sie sich in die Rechte der Frau und Mutter, oder suchte dieselben auch nur zu schmälern.

„Wie verhältst du dich mit dem Kinde?“ hatte Tuney einmal gefragt. Da hatte sie nur die Achseln gezuckt. „Man bringt es gar nicht fertig, anders als gut mit ihr zu sein.“ Wenn sie nur mehr reden möchte, aber so sprechen immer nur ihre Augen.

In Hella Tuney's Augen stand alles, was ihr Mund nicht in Worte formen wollte oder konnte.

Als sie jetzt umgekleidet in einem Hausgewande aus weichem weißen Wollstoff in der Diele erschien, lag Zwiespalt und Zweifel darinnen, eine gewisse Angst, hinter der sich trotzdem eine Freude verbarg. Sie versuchte einer Empfindung Herr zu werden, welche sie momentan ganz zu erfüllen schien.

„Ist Herr von Saar noch in seinem Zimmer?“ fragte sie den Diener, der eben aus einer Türe kam, hinter der silbernes Tafelgerät schimmerte und ein leiser Duft von Weilchen hervorströmte.

„Gewiß, gnädiges Fräulein, Herr Doktor arbeiten noch.“

„Danke.“ Ein Zug von Gequälte ging über ihr Gesicht. Sie war von Natur nicht allzu lebhaft, aber mit einer starken Phantasie begabt, die mitunter sehr krause Blüten trieb. Und diese Blüten rankten sich seit Monaten, eigentlich seit Jahren schon, um den Bruder ihrer Stiefmutter: Doktor Udo von Saar.

Sie schritt den kleinen Gang zurück, klopfte leise, und als kein herein erklang, öffnete sie ohne weiteres die Türe. Es war ein großer, matterhellter Raum, in den sie trat. Er war mit schweren Möbeln vollgestellt, Delgemälde in breiten, schwarzen Rahmen sahen von den Wänden drüben in dem Trakte, den sie und ihre Mutter bewohnte, alles auf Lebensfreude, Licht und Sonne gestimmt war, atmete hier alles Ruhe, Gedämpftsein, eine Kirchenstille, die jedes Wort verhalten ließ und alles Ueberlaute wie von selbst verbat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kartenlegerin.

Novelle von Ruth Romberg.

„Es liegt an unserer defakenten Zeit, der zunehmenden Nervenschwäche und inneren Haltlosigkeit, daß das Gewerbe dieser „Damen“ derart überhand genommen,“ schloß Erich seine scharfgeschliffenen Ausführungen. „Das Gefährliche dabei ist eben, daß sie manchmal tatsächlich das Richtige treffen. — Aus allen diesen Gründen, liebe Sylvia, bitte ich dich dringend, von dem Besuch der Frau Silbernagel abzusehen.“

Sylvia schwieg verstimmt.

„Ich kann nicht einsehen,“ erwiderte sie nach kurzer Pause, „warum man sich so außerordentliche Kräfte nicht zunutze machen soll. Es ist schon manche Warnung und mancher Ratsschlag zum Wohle des Betreffenden gesagt worden. Sind nicht alle Gaben dazu da, nützlich für die Menschheit angewandt zu werden? Im übrigen gehen durchaus nicht nur Badfische und hysterische Frauen zu Kartenlegerinnen. — Erinnerst dich, Professor S. und der alte Geheimrat G., beides reife Männer, die es nicht verschmähten und ernstlich beeindruckt waren.“

„Und mit welchem Nutzen?“

„Du weißt selbst ganz genau, daß Professor S. auf eine Warnung hin die Südsee-Expedition aufgab. Und wie recht die Warnende hatte, zeigte sich bald, als seine schwere Erkrankung ausbrach.“

„Die er womöglich nur durch ihre Suggestion bekommen. Mir imponieren solche Männer nicht. Ich könnte vor mir selbst keine Achtung haben, ließe ich mir die Phantasien solch einer alten Betrügerin vorschwebeln.“

„Halte das, wie du willst. Du wirst aber nicht von mir erwarten, daß mir — ich bin jetzt 22 Jahre — in all und jedem deine Meinung maßgebend ist.“

Jetzt war es Erich, der verstimmt schwieg.

„Allerdings erwarte ich es, daß dir die Meinung deines zukünftigen Mannes maßgebend ist.“

„Sie wird mir immer wichtig sein. Ich werde mich aber nur nach ihr richten, wenn ich sie auch teilen kann.“

„So leugnest du es, daß der Mann der Führer in der Ehe sein muß?“

„Allerdings. Die moderne Ehe ist der Bund von zwei guten Kameraden.“

„Torheit! — Unverdaute Anschauungen überspannter Frauenrechtlerinnen!“

„Deine Auffassung, lieber Erich, ist nicht mehr zeitgemäß. Ich kann dir leider nicht versprechen, von einem Besuch der Frau Silbernagel, abzusehen!“

Sylvia betonte das Wort „abzusehen“. Sie mokierte sich gern über die gewählte Altenprache ihres Verlobten. — „Wenn auch nicht heute oder morgen. Aber einmal mache ich die Bekanntschaft dieser merkwürdigen Frau doch vielleicht.“

„Sehr bedauerlich!“ — Er erhob sich. „Auf morgen also! — Ich hoffe, daß du dir meine Anregungen durch den Kopf gehen läßt und ihre Richtigkeit schließlich doch einsehst.“

Natürlich ging Sylvia doch. Und zwar schon am nächsten Tage. Die „Anregungen“ ihres Verlobten hatten gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was er beabsichtigt. Das Interesse an der so viel besprochenen Frau war nur noch geschürt worden.

In einem Zustand von leicht prickelnder Erregung stand sie vor Frau Silbernagels Wohnung in der Wolkengasse und zog den Draht der vorsintflutlichen Klingel. Daß es so etwas heutzutage noch gab! Es paßte aber hierher. Mit Herzklopfen stellte sie fest, daß auf das andlose dünne Schoppern der Blechglode sich wirklich leise schlürfende Schritte näherten. Doch bevor die Flurtür aufging, schob sich die Holzscheibe vor dem runden Glase des Ausgucklochs zurück, und sie sah sich von einem Auge gemustert.

Dann stand sie Frau Flora Silbernagel gegenüber. Etwas enttäuscht im ersten Moment. Denn die kugelige, kleine Gestalt wirkte weder dämonisch, noch irgendwie interessant, was Sylvia erwartet hatte. „Did und aus dem Leim gegangen und schlampig,“ dachte sie. Aber dann schien es ihr doch, als ob die enganeinanderstehenden grauen Augen in dem kleinen Vogelgesicht sie mit ungewöhnlich durchdringendem Blick ansahen.

„Sie wünschen, Fräulein?“

„Ich hörte, daß Sie so großartig Karten legen“ — —

„Ein bißchen, nur so — — zum Vergnügen!“

Sylvia wurde durch die Küche in die gute Stube genötigt.

„Das Fräulein ist noch jung,“ sagte Frau Flora. „22? — 23? — — Haben Sie einen besonderen Wunsch oder wollen Sie etwas über Ihre Zukunft erfahren?“

„Ich möchte gern alles wissen,“ antwortete Sylvia etwas verlegen, „was Sie aus den Karten lesen können.“

Frau Flora räumte einen Niesenpacken Stopfwäsche von dem roten Plüschsofa, auf dem sie ihren Gast Platz zu nehmen bat. Sie selbst setzte sich Sylvia gegenüber. Dann langte sie unter der Tischdecke zwei Kartenspiele hervor. Sie mischte, ließ Sylvia abheben und breitete sächerförmig auf dem Tisch aus. Immer in kleinen Gruppen zu drei Stück.

Und in einem sonderlich leiernden Ton begann sie:

„Ihr Charakter, meine Dame, ist ein vorzüglicher zu nennen. Es vereint sich ein warmes Herz mit einem wahrgetreuen Sinn.

Die Lüge wagt sich nicht über Ihre Lippen.“ — Nach jeder ihrer Aussagen flog ein prüfender Blick zu Sylvia hinüber.

„Aber darum, meine Dame, weil Sie immer die Wahrheit sagen, sind Sie oftmals nicht liebevoll zu den Menschen, zu den Herren im besonderen.“ — Hier mußte Sylvia ein Lächeln unterdrücken. — „Achtung haben Sie wohl bei den Herren. Aber Berescher könnten Sie noch viel mehr haben, wären Sie etwas schärmanter zu ihnen.“

„Danke,“ dachte Sylvia, „mein Bedarf ist gedeckt.“

„Die Kindheit,“ fuhr Frau Flora fort, „war glücklich. Zwischen 17 und 20 Jahren näherten sich ihnen zwei Herren. Sie lehnten aber ab. Jetzt liegt Ihnen ein Blonder zu. Ganz nahe sogar — Ihre Augen forschten scharf zu Sylvia hin. „Sie sind schon mit ihm versprochen. Hm!“ Sie wiegte nachdenklich den Kopf. „Da ist was nicht so, wie es sein sollte. Es ist ein kluger Mann, ein stattlicher Mann. Er wird es zu Ehren bringen in der Welt. Aber sein Herz!“ Immer unzufriedener wiegte Frau Flora den Kopf. „Ja, mein Kind, Sie lieben ihn ja nicht.“ Immer, wenn sie bei Ausübung ihres Berufes warm wurde, ging sie in der Anrede ihrer Kunden von dem feinen „meine Dame“ in „mein Kind“ über. „Sie haben sich von seiner Schönheit und Klugheit bestricken lassen, aber hernach? — Sieh, sieh, es kommt nicht zur Heirat — der Verspruch wird gelöst.“

Als Frau Flora jetzt aufschaute, sah sie in ein bleiches Gesicht und zwei weit geöffnete Augen, die sich krampfhaft bemühten, der aufsteigenden Tränen Herr zu werden.

„Weinen Sie ruhig, mein Kind. Sie werden wieder lachen.“

Sie brütete eine Weile über den Karten. „Es wird alles noch gut. Sehen Sie hier. Der Coeur-König liegt Ihnen zu. Die Heirat steht noch etwas weit. Aber sie kommt. Und sehr reich, sehr glücklich! — Der andere? — Glauben Sie der alten Silbernagel, mein Kind. Das ist nichts. Sie haben auch Ihren Kopf für sich. Wie wird es sein, wenn er immer recht haben will? — Werden Sie sich fügen?“

„Nein,“ sagte Sylvia kurz.

Sie hatte sich jetzt wieder in der Gewalt. Stand auf und drückte Frau Flora herzlich die Hand. „Ich danke Ihnen!“

Als Sylvia an das Fenster trat, um ihren Mantel anzuziehen, fielen ihre Augen auf die winklige, kleine Straße und auf den Schahladen drüben mit dem über der Tür hängenden unförmigen Reklamestiefel. Da! Sahen ihre Augen recht? Die hohe Männergestalt im grauen Ulster, die mit leicht wiegendem Gang gerade unter dem Monstertiefel vorüberging, war das nicht Erich? Erich in der Wolkengasse? Was er hier zu tun haben mochte? Er äugte jetzt über den Stiefel weg nach der Hausnummer, die aber nicht die gewünschte zu sein schien. Denn eine entschlossene Wendung führte ihn über das holprige Pflaster dem Hause zu, in dem Sylvia sich befand. Und ausgerechnet in diesem Hause verschwand er.

Daß er zu Frau Silbernagel heraufkam, war ausgeschlossen nach den gestrigen Anregungen. Aber ist es nicht eine trasse Laune des Schicksals, dachte Sylvia, die ihn gerade in dies Haus führt? Vielleicht zu einem Patienten? Sie glaubte allerdings, daß Erich in der Altstadt keine Praxis hatte. Nun! das ging sie nichts an! Nur sehen wollte sie ihn jetzt nicht. Die Sitzung hatte sie doch etwas durcheinandergebracht.

Um ihm nicht auf der Treppe zu begegnen, ließ sie sich Zeit bei der geschäftlichen Erledigung ihres Ausflugs und verwandte vor dem Spiegel eine ungewohnte Sorgfalt beim Schließen ihres Mantels.

Als sie endlich die Tür des roten Plüschzimmers öffnete, um zu gehen, himmelte gerade wieder eifertig die kleine Glode.

„So spät noch?“ murmelte Frau Flora und ging.

Sylvia hörte, daß sie einem Herrn öffnete. Sie trat in die Küche, weil sie ja zu gehen beabsichtigte. Und hier, dem Eingang etwas näher, erkannte sie — ein Irrtum war ausgeschlossen — die Stimme ihres Verlobten.

Warum Sylvia sich nicht rächte für die gestrige Philippika und ihn mit überlegener Ironie ob seiner Inkonsistenz bis in den Staub demütigte, wußte sie wohl selbst nicht.

Tatsache war, daß sie ohne zu überlegen, in den neben der Küche gelegenen Altkoven flüchtete. Von da aus sah sie die hohe Gestalt im grauen Ulster, den Kopf tief in der niedrigen Tür beugend, in dem Heiligum verschwinden. „Von Ihrer interessanten Kunst viel erzählt worden,“ hörte sie ihn noch sagen. Dann verließ sie schluchztartig Frau Floras Wohnung.

Unten erschien ihr die dumpfe Luft der Wolkengasse wie Himmelsbalsam.

Sylvia war entrüftet. Wie konnte man nur so umfallen! Gestern eine Handlung in Grund und Boden verdammen, die man heute selbst beging! Hatte sie nicht schon öfter gemerkt, daß er gern große Worte machte, die sich dann in Schall und Rauch auflösten? —

Beim Gehen wurde sie ruhiger. Und ein Entschluß reifte in ihr.

Was Frau Flora aus den Karten gelesen, hatte sie bestärkt in dem, was sie selbst längst gefühlt.

Und Erich wußte, daß nichts mehr zwischen ihm und Sghid zu retten war, als er am nächsten Morgen folgenden Satz in ihrem Briefe las: „Du jagtest gestern, du könntest vor dir selbst keine Achtung haben, wenn du dir die Phantasten einer alten Betrügerin vorzuschwefeln ließeist. Mit deinem heutigen Besuch bei Frau Silbernagel hast du also deine Selbstachtung eingebüßt. Findest du einen solchen Mann zum Führer in der Ehe geeignet?“

Zür Handwerker und Bastler.

Der Bau eines photographischen Vergrößerungsapparates.

Die Amateurphotographie hat in den letzten Jahren eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Ein Nachteil der Amateurphotographie, von anderen einmal abgesehen, ist naturgemäß unvermeidlich; die erzeugten Bilder sind meistens sehr klein. Mag das nun für Reiserinnerungen weniger von Belang sein, so wird es doch häufig vorkommen, daß man ein Bild größer wünscht. Viele Amateure haben sich diesem Bedürfnis schon angepaßt und sich einen eigenen Vergrößerungsapparat angeschafft. Die wenigsten Leute aber wissen vielleicht, daß sie sich einen solchen Apparat auch selbst bauen können. Ohne große Ausgaben, völlig ausreichend für ihre Zwecke. Ihnen soll hier eine kleine Anleitung gegeben werden.

Ob man sich für einen Kunst- oder Tageslichtapparat entscheidet, sei dem einzelnen und den jeweiligen Verhältnissen überlassen.

Unabhängig von der Witterung und der Jahreszeit ist man mit einem Kunstlichtapparat. Denn ein solcher ermöglicht genaueres Arbeiten betreffend die Belichtungszeit, außerdem kann man die langen Winter-

abende benutzen, seine Vergrößerungen vorzunehmen. Es sei daher hier ein ganz einfacher Apparat für Kunstlicht beschrieben.

Erforderlich ist ein Holzkasten, vielleicht vom Format 15 mal 15 mal 25, aus nicht zu schwachem Holz (etwa 1 Zentimeter Stärke); als Lichtquelle eine hochtzerzige Glühlampe (etwa 100 Kerzen), eine Mattscheibe, ein Reflektor für die Lichtquelle, etwa der entsprechende Teil einer ausgedienten Karbid-Modfabraterne, und schließlich unsere photographische Kamera. Hat diese einen genügend langen Auszug, so können wir das Format der Vergrößerungen variieren, ohne die Lage des Negativs zu ändern. Im anderen Falle wird das Negativ im Kästchen beweglich angebracht. Nun zum Bau: An der einen Stirnseite (siehe Skizze) erhält die Kiste einen Ausschnitt im Format des Apparates, der davor leicht aber sicher befestigt werden kann. Von der gegenüberliegenden Stirnseite her erfolgt die Belichtung. Der Leuchtkörper sollte genau in der Achse der Optik liegen und vor- und rückwärts beweglich sein. Zwischen Lichtquelle und photographischen Apparat werden dann Negativ und Mattscheibe geschaltet, wie aus der Zeichnung ersichtlich. Die Befestigung der einzelnen Teile erfolgt am besten mit Holzrähmchen, die entweder festgeschraubt werden oder, falls sie beweglich sein müssen, wie die Lampe und das Negativ, in einer Rille im Kästchen laufen. Zuletzt werden alle Fugen des Kästchens lichtdicht gemacht. Haben wir nun alles beieinander, so stellen wir unseren Vergrößerungsapparat einer Projektionswand, bestehend aus einem Reißbrett, das wir senkrecht auf einem anderen, sehr massiven Brette befestigen, gegenüber, natürlich vordere Stirnwand genau parallel zur Projektionsebene, die mit einem weißen Bogen Papier versehen ist. Das Vergrößern kann beginnen.

Man geht auch den Fischen mit elektrischem Strom zu Leibe.

Man hat soeben davon gehört, daß findige Köpfe auf den Gedanken gekommen sind, Walfische mit Hilfe des elektrischen Stromes zu töten. Das ist mit Harpunen versucht worden, die an ein elektrisches Kabel angeschlossen waren, und diese Probetötungen sollen so „befriedigende“ Ergebnisse gezeigt haben, daß sich in der norwegischen Hauptstadt Oslo ein Geschäftsunternehmen mit 5 Millionen Mark Kapital gebildet hat, um dieses „neue Verfahren“ gewinnbringend auszuwerten.

Nun ist zwar der Walfisch ein Säugetier und kein Fisch,

aber er lebt doch so ähnlich, und gegenüber der ihm zugedachten elektrischen Hinrichtung wird er sich kaum anders verhalten als ein richtiger Fisch. Ein solcher geht zunächst dem elektrischen Strom aus dem Wege, wo er es kann. Das hat man sich schon seit geraumer Zeit in Kalifornien zunutze gemacht, um die Flußfische von den Turbinen der elektrischen Kraftwerke abzuhalten, indem man das umgebende Wasser elektrifiziert. Eine solche elektrische Fischsperre wird einfach durch über die Wasseroberfläche gelegte lange Bretter hergestellt, von denen zwei elektrische Drähte in das Wasser herabhängen. Nähern sich die Fische dem an dieser Stelle bis auf den Grund herabreichenden elektrischen „Feld“, so erhalten sie einen Schlag und kehren um. Solche Fischsperren kann man nun auch sonst überall da anwenden, wo die Fische vom Verlassen eines Gewässers abgehalten werden sollen oder man ihnen den Zutritt in ein Gewässer verwehren will. Tatsächlich werden auch damit Versuche an der Westküste des nördlichen Teils der Vereinigten Staaten gemacht, um den hier sich zeigenden Fischreichtum von dem Verlieren in den zahlreichen Bewässerungskanälen abzuhalten, die hier in den Ozean münden.

Ganz und gar nicht phantastisch erscheinende Versuche mit der Anwendung des elektrischen Stromes beim Fischfang hat man aber nun auch in Deutschland gemacht. Es gibt, namentlich in der Provinz Westfalen, viele nicht ablaßbare und daher schwer befischbare kleine Teiche und Fischgruben. Solche hat man nun erstmals in Regierungsbezirk Münster mit behördlicher Genehmigung unter Zuhilfenahme elektrischen Stromes abgefischt. Dazu diente ein starker, von hölzernen Schwimmern in etwa 10 Zentimeter Tiefe gehaltener und langsam in gestrecktem Zustande durch das Wasser gezogener Kupferdraht, der von einer Hochspannungsleitung aus mit Wechselstrom von ungefähr 220 Volt und 20 bis 40 Ampere versehen wurde. Bald nach dem Einschalten des Stromes kamen die Fische, die sich als betäubt erwiesen, hoch, und wurden nun vom Boot aus mit Reischern aufgefischt. Auf einer Wasserfläche von insgesamt rund 1 Hektar fing man so 3 Zentner Karpfen von 3 bis 5 Pfund und ½ Zentner Hechte von ½ bis 7 Pfund Gewicht. Irgendwelche Bedenken haben die dem Abfischen beiwohnenden Behördenvertreter, Fischerei- und Fischschachverständigen an dieser Fangmethode nicht finden können. Und so ist wohl für gewisse Fischgewässer eine Abfischmethode gegeben, deren Bedeutung sicher nicht gering sein kann.

Aus aller Welt.

König Georg, der Philatelist. König Georg von England ist ein eifriger Briefmarkensammler. Als Prinz von Wales war er vierzehn Jahre lang Vorsitzender der Royal Philatelic Society, nicht etwa bloß formell, sondern ein Vorsitzender, der alle Debatten mit großer Sachkenntnis leitete und sich oft mit trefflicheren Argumenten in die Aussprache mengte, dadurch seine gründliche Erfahrung auf philatelistischem Gebiet beweisend. Die Markensammlung des Königs ist in einem hierfür eingerichteten Zimmer des Buckingham-Palastes untergebracht und besteht aus mehr als zweihundert Alben, die mit den seltensten Stücken der Welt gefüllt sind. Nach der Krankheit des Königs wurde dem „Philatelist“ mitgeteilt, daß der Monarch, als für ihn das Rauchverbot aufgehoben wurde, auch wieder Interesse für seine Liebhaberei zu zeigen begann, indem er zahlreiche Fragen, die sich auf Philatelie bezogen, stellte, was die Hoffnung berechtigt erscheinen lasse, daß der König bald vollkommen hergestellt sein werde.

Fröhliche Ecke.

Er stottert.

Aus dem Sowjetstaate sind zwar alle Heiligen verbannt, aber einer läßt sich nicht vertreiben: Sanct Burocratus. Und er offenbart sich zuweilen genau so unfreiwillig komisch, wie anderwärts auch.

In einem Dorf in der Nähe von Leningrad war der Dorfrichter plötzlich verschwunden. Alle Nachforschungen blieben vergeblich. Da entschloß man sich, folgenden öffentlichen Aufruf zu erlassen:

„Eine Belohnung erhält derjenige, der die Leiche des Richters Dimitry Petrowitsch, der vermutlich in der Newa ertrunken ist, auffindet. Sein Signalement ist: Länge 78, Haar: schwarz. Augen: braun. Kleidung: dunkelblauer Jacketanzug. Besondere Kennzeichen: Er stottert.“

Bisher hat aber, trotz der präzisen Angaben, die „stotternde Leiche“ noch niemand gefunden.